

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =  
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e  
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

**Herausgeber:** Schweizerisches Nationalmuseum

**Band:** 14 (1953)

**Heft:** 2

**Artikel:** Sellenbüren : ein Beitrag zur Burgenkunde des Hochmittelalters in der  
Schweiz

**Autor:** Schneider, Hugo

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-163953>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Sellenbüren

Ein Beitrag zur Burgenkunde des Hochmittelalters in der Schweiz

Von HUGO SCHNEIDER

(TAFELN 21–26)

Inhalt: Einleitung  
Geographische Lage  
Die archäologischen Ergebnisse  
Die Funde  
Schlussbetrachtungen  
Die Freiherren von Sellenbüren (von PD Dr. Paul Kläui, Zürich)

## EINLEITUNG

Die Burgenforschung reicht auf dem Gebiete der heutigen Eidgenossenschaft bis ins Ende des vorigen Jahrhunderts zurück. Zahlreiche Publikationen sind seither erschienen<sup>1</sup>. Sie befassen sich alle mit den noch sichtbaren Elementen der Wehrbauten, die heute unser Land in grosser Zahl birgt. Die schriftlichen Quellen wurden herangezogen, um das Wesentliche über die Bewohner zu erfahren. Man hat Burgen ausgegraben, konserviert oder sogar rekonstruiert. Und dennoch dürfen wir wohl behaupten, die mittelalterliche Burgenforschung befinde sich noch in den Anfängen. Vor allem gab man sich nie Rechenschaft darüber, dass in den meisten Fällen verhältnismässig späte Bauten berücksichtigt wurden. Spät nennen wir dabei die Zeit nach 1250. Wie sahen aber die Burgen des Früh- und Hochmittelalters aus? Wohl kennen wir einige Festungen der bedeutendsten Dynastengeschlechter, welche in ihren Elementen ins 12. und 11. Jahrhundert zurückreichen mögen. Wie haben aber die Burgen des bei uns so zahlreichen Dienstadels ausgesehen? Hunderte von Ministerialen sind uns bekannt; häufig vermögen wir auch ihre Wohnsitze geographisch festzulegen. Die Grosszahl der von ihnen bewohnten Burgen ist von der Bildfläche verschwunden, und häufig erinnert lediglich noch eine leichte Bodenerhebung oder sogar nur die Benennung eines Ortes an eine ehemalige Wehranlage<sup>2</sup>. Woher rührt das fast vollständige Verschwinden dieser frühen Burgen?

Wir sind gewohnt, in jeder Burg einen Steinbau zu vermuten und lassen uns gerne zu dieser Ansicht durch die heute noch sichtbaren Zeugen des wehrhaften Rittertums verleiten. Sakrale Bauten derselben Zeit, wie Kirchen und Klöster, scheinen dabei diese Ansicht zu festigen. Ebenso waren ja auch die Pfalzen, die Residenzen der deutschen Könige und Kaiser, fast durch-

<sup>1</sup> G. Felder, Die Burgen der Kantone St. Gallen und Appenzell (St. Gallen 1907 und 1911). – W. Merz, Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kantons Aargau, 3 Bde (Aarau 1929). – W. Merz, Die Burgen des Sisgau, 4 Bde. (Aarau 1914). – E. Poeschel, Das Burgenbuch von Graubünden (Zürich und Leipzig 1930). – Die Burgen und Schlösser der Schweiz, herausgegeben unter Mitwirkung der Schweiz. Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen (Burgenverein), Redaktion E. Probst, und viele Einzelbearbeitungen. – Die umfassendste Bibliographie bis 1939 findet sich bei B. Ebbard, Der Wehrbau Europas im Mittelalter (Berlin 1939).

<sup>2</sup> Eschlikon, Gamlikon (beide Kt. Zürich) usw.

weg in Stein aufgeführt. Und dennoch dürfen wir nicht vergessen, dass die Bewohner nördlich der Alpen in erster Linie Meister im Holzbau waren.

Wir möchten deshalb schon hier festhalten, dass also ein Grossteil der früh- und hochmittelalterlichen Burgen während der Blütezeit des feudalen Rittertums weitgehend oder sogar ganz in Holz aufgeführt war<sup>3</sup>. Weil Holz aber ein sehr vergänglicher Baustoff ist, wird es auch nicht verwunderlich sein, dass von diesen Bauten verhältnismässig wenig übrigblieb. Erst die neuzeitlichen Forschungsmethoden, wie sie bei den ur- und frühgeschichtlichen Grabungen angewendet werden, vermögen auch für das Mittelalter neue Resultate zu zeigen. Sie werden helfen, die Lücke zwischen 800 und 1200 langsam zu schliessen.

Wir dürfen es nicht mehr zulassen, dass Burgen von Laien, auch wenn deren Begeisterung für die Sache noch so gross ist, ausgegraben werden. Es ist nicht die Hauptsache, dass möglichst viele Kubikmeter Erde und Bauschutt umgelagert werden, um ein Maximum an Mauerzügen zutage fördern zu können. Nur selten gibt es eine Festungsanlage, welche bloss eine einzige Bausteppe aufweist. Und häufig tritt der Fall ein, dass sogar frühgeschichtliche und mittelalterliche Kulturen übereinanderliegen. Nur peinlich genaue Arbeit und scharfe Beobachtung vermögen in solchen Fällen brauchbare Resultate zu erzielen. Nicht eindringlich genug kann daran erinnert werden, dass einzig und allein eine fachkundig ausgegrabene Burgstelle die für die Forschung wichtigen Resultate ergibt, während sie bei laienhafter Arbeit für alle Zeiten unrettbar vernichtet ist. Diese Feststellungen scheinen etwas hart und vorwurfsvoll zu sein. Stellen wir aber einmal folgende Fragen: Wo liegen die vielen Funde an Keramik, Holz und Metall, welche bisher auf all den mittelalterlichen Grabungsstellen gemacht wurden, und was wissen wir über deren Fundumstände? Kennen wir die Keramik des Früh- und Hochmittelalters? Wissen wir etwas Konkretes über die Lebensweise der Burgbewohner unseres Landes? Man darf heute nicht mehr achtlos an all diesen Fragen vorbeisuchen. Viele solche Kleinfunde wurden oft als nichtssagend beiseite geworfen. Aber gerade sie vermögen unendlich viel zur Datierung beizutragen und können, gewissenhaft aufgearbeitet, viele bis dahin ungelöste Fragen beantworten.

Aus allen diesen Gründen lag es schon lange in der Absicht des Verfassers, eine frühe Burgstelle den Anforderungen der Wissenschaft entsprechend zu untersuchen, um neues Licht in die Entwicklungsgeschichte des mittelalterlichen Wehrwesens der Eidgenossenschaft zu bringen. Der Burghügel von Sellenbüren schien ihm aus verschiedenen Überlegungen hiezu besonders geeignet. Schon vor Jahren hatte die Antiquarische Gesellschaft in Zürich in Hinsicht auf eine spätere Grabung den engeren Burghügel zu Eigentum erworben, so dass dem Grabungsleiter, abgesehen vom Baumbestand und von ganz beachtlichen Niveauunterschieden, für das Anlegen von Sondierschnitten keine Schwierigkeiten entstehen konnten. Die ganze Grabungskampagne dauerte 8 Wochen und wurde je zur Hälfte jeweilen im Mai der Jahre 1950 und 1951 unter Leitung und mit Geldmitteln des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich durchgeführt. Als technische Gehilfen amtierten G. Evers und W. Stäubli, beide Beamte des Schweizerischen Landesmuseums<sup>4</sup>.

## DIE GEOGRAPHISCHE LAGE

Vom höchsten Punkt der Albiskette, vom Uetliberg, steigt ein scharf geschnittener Seitengrat in westlicher Richtung ins enge Reppischtal hinunter. Im unteren Drittel weitet er sich zu einem kleinen Plateau mit knapper Erhöhung, dem «Ofengüpf», um dann in etwas sanfteres Gefälle

<sup>3</sup> Es ist deshalb grundsätzlich falsch, wenn H. v. Caboga in seinem Führer, Die mittelalterliche Burg (herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen, Zürich 1951), seine Ausführungen mit dem Satz beginnt: «Mittelalterliche Burgen sind Steinbauten...». Es ist eine völlige Verkennung der Entwicklungsgeschichte der schweizerischen Burg und der Burg nördlich der Alpen überhaupt. Neueste Erfahrungen aus Sellenbüren und auf dem Zunzgebüchel beweisen dies zur Genüge.

<sup>4</sup> Der Erdaushub wurde vom Baugeschäft R. König in Wettswil (Kt. Zürich) durchgeführt.

überzugehen und als Kegel ins Tal abzufallen. An den Fuss des Hügels, welcher heute mit reichem Nadel- und Laubbaumbestand überwachsen ist, schmiegt sich der Weiler Sellenbüren. Gegen den Uetliberg hin trennt ein scharf eingetiefter, natürlicher Sattel den «Ofengüpf» vom Berghang. Der Kulminationspunkt dieser Burgstelle befindet sich auf 691,9 Meter Höhe und ragt etwa 180 Meter über die Reppisch hinaus. Gegen Süden, also talaufwärts, wird der Übergang nach Bonstetten und gegen das Zugergebiet hin sichtbar. Talabwärts lässt sich die Strasse, die von Zürich über die Waldegg nach Birmensdorf und weiter ins Reusstal führt, kontrollieren. Das Auge verliert sich im unteren Limmattal, an den Hängen der Lägern und den Ausläufern des Jura. Im Westen schliesst die Kette des Lindenberges jenseits der Reuss die Sicht ab, wogegen im Osten die hoch aufragende Albiskette die Sicht gegen Zürich verwehrt. Das Reppischtal ist ein enges, unbedeutendes Paralleltälchen zur Albiskette und entspricht dem Sihltal auf der Ostflanke dieses Höhenzuges. Ein entscheidender Verkehr wickelte sich hier nie ab. Nur eine der beiden Hauptverkehrsachsen, welche von Zürich nach Westen und Südwesten ausfielen, schnitt das Reppischtal beim Türlensee. Es war dies der Weg, welcher Zürich von Horgen her über den Zimmerberg und die Schnabellücke nach Hausen und Kappel mit Zug verband. Die Burg Sellenbüren stand also nicht an einer Verkehrsader, wie sie etwa die Zürichseeroute oder die Badener Strasse darstellten. Es scheint vielmehr, die Burg hätte den Mittelpunkt eines Herrschaftsgebietes gebildet, welches sich zwischen Reuss und Limmat einfügte.

## DIE ARCHÄOLOGISCHEN ERGEBNISSE

### a) *Die Methode*

Bei jeder Grabung spricht das Gelände ein wichtiges Wort. Die Burgstelle liegt auf einer scharfen Kante, welche auf den Seiten sehr steil abfällt. Der weiche Molassesandstein ist stark der Verwitterung ausgesetzt, und es war deshalb schon vom Anfang der Grabung an damit zu rechnen, dass wohl beträchtliche Teile des einstigen Burgareals in den Jahrhunderten abgestürzt sind. Die Terrassenbildung am Fuss des Hügels bestätigt dies. Eine Grabung war aber dort nicht durchführbar, weil der Baumbestand geschont werden musste, um weiteres Abrutschen zu verhindern. So waren die Untersuchungen auf das heute noch vorhandene Plateau zu beschränken.

In der ersten Grabungskampagne war man darauf bedacht, mittels einiger Sondierschnitte möglichst rasch gewisse elementare Resultate über Bodenbeschaffenheit, Anlage, Umfang, Konstruktionsart und Schichtenzahl zu erhalten, um sich dann in einer zweiten Etappe mehr der Flächengrabung zuzuwenden. Der Waldbestand zwang oft, das Ziehen dieser Sondierschnitte entsprechend abzuändern, und so galt es auch, mit dem Zeichnen von Gräben, deren Wandung sauber geputzt war, vorliebzunehmen, anstatt den einfacheren Weg der Flächengrabung zu beschreiten (Abb. 7).

Durch die Schnitte 1 und 3 suchte man das Vorhandensein eines Walles und des entsprechenden Grabens vor dem eigentlichen Burghügel auf der Talseite festzustellen. Mit den beiden gleichen Schnitten und dem Verbindungsgraben 2 hoffte man auch das westliche Plateau zu erfassen. Vier Schnitte galten dem höchsten Punkt, während zwei kreuzweise gelegte Gräben die östliche Ebene erschliessen sollten. Schon nach kurzer Zeit ergaben sich folgende Resultate. Auf der gesamten West- und auf einem Teil der Südseite des Hügels bestand wohl im Moment, da die Festungsanlage eingerichtet wurde, eine leichte Verflachung des Abhanges, welche ihrerseits den Anstoss gab, gerade hier den nützlichen Verteidigungsgraben anzulegen. Dieser Graben wurde nun mit vier Schnitten, 1, 3, 18 und 19<sup>5</sup>, durchquert, und es zeigte sich, dass er tatsächlich in

<sup>5</sup> Vgl. Abb. 7.

den weichen brüchigen, grauen Sandsteinfelsen, welcher den Untergrund des gesamten Hügels bildet, eingetieft worden war. Mit Schnitt 1 durchstieß man eine harte, 0,2 m dicke Sandsteinbank vollkommen, und auch bei Graben 3 wurde sie angeschnitten<sup>6</sup>. Der Aushub kam auf die Grabenaussenseite zu liegen; der auf diese Weise gebildete Wall liess den Graben wesentlich tiefer erscheinen. Die künstliche Vertiefung war somit erwiesen. Dass hier Menschenhände am Werk gewesen waren, stand fest, obwohl sich sonst anfänglich auf dem gesamten Hügel keine Bauelemente mehr sehen liessen. Die Sohlenweite betrug im Schnitt 1 110 cm, die obere Grabenweite 490 cm. Aus der Art der Auffüllung des Grabens selbst und an Hand des Schichtenverlaufes darf geschlossen werden, dass grosse Teile des Hügels, mindestens auf der Grabenseite, vollkommen nackt, das heisst ohne Baumbestand, waren. Auch war die äussere Grabenwand leicht treppenförmig abgesetzt.

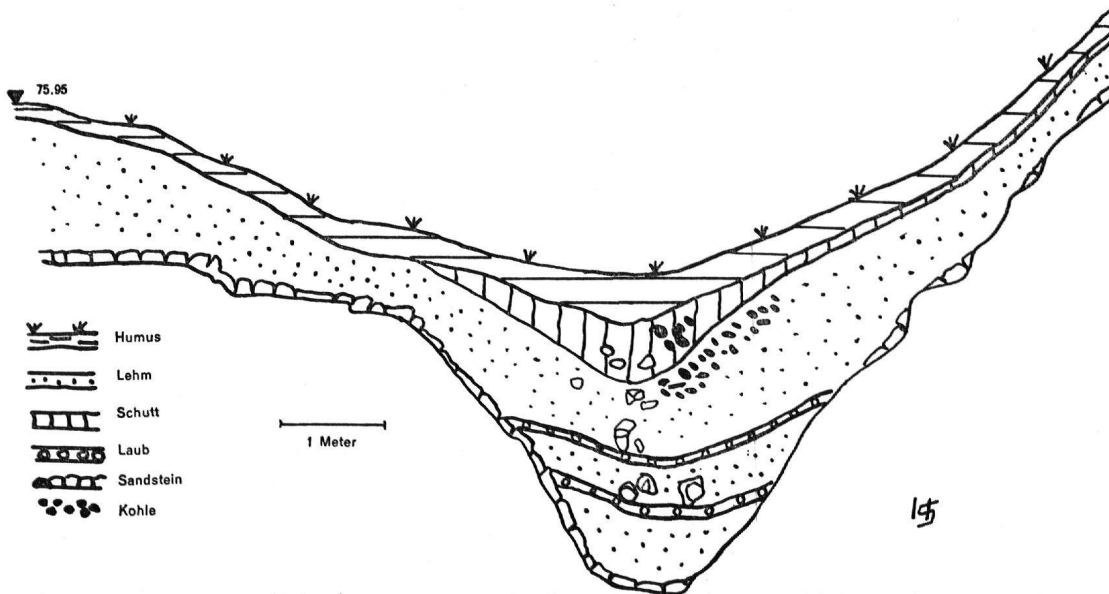


Abb. 1. Schnitt durch den westlichen Burggraben, mit Einsturzgeröll, Kohlenresten und Laubeinschlüssen

Die Schichtung selbst ist im Schnitt 1 am besten zu erkennen. Die erste, unterste Lage von 64 cm Dicke barg lediglich einige lose Steine in sich und war im übrigen von feinem hellbraunem Mergelsand gebildet. Eine rund 6 cm dicke Laubschicht überlagerte sie, auf der wiederum am tiefsten Punkt Steinbrocken lagen. Mörtel kann an diesen Steinen nicht einwandfrei festgestellt werden, hingegen waren einzelne Stücke sehr stark angebrannt. Diese Steinschicht, durchsetzt von feinem geschlemmtem Sand, war ungefähr 30 cm dick und nach oben mit einer 8 cm hohen Laubschicht abgedeckt. Die nun aufwärts folgende Schicht, welche am breitesten Ort 80 cm erreichte, schloss nicht nur gebrochene Sandsteine, sondern auch behauene Tuffe und stark angebrannte, kleinere Stücke in sich. Überdies traten im obersten Viertel erstmals Restchen von Holzkohle auf, welche sich vom tiefsten Punkt gegen den bergwärts gelegenen Abhang anlehnten und parallel zu diesem in einem bis zu 55 cm dicken Gürtel anstiegen. Die zuoberst gelegene Humusschicht teilte sich wiederum in zwei Lagen, von denen die untere stark angebrannte, gerötete Sandsteine und Holzkohlenteilchen enthielt. Dagegen erreichte die obere, praktisch reine, von keinen Einschlüssen durchsetzte Humuslage eine Dicke bis zu 50 cm<sup>7</sup>.

<sup>6</sup> Vgl. Abb. 1.

<sup>7</sup> Vgl. Abb. 1.

Ähnliche Beobachtungen konnten auch bei den Schnitten 3, 18 und 19 gemacht werden. Überall waren die zeitlich verschiedenen, durch Laublagen getrennten Einfüllschichten deutlich zu erkennen.

Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass der einst sauber ausgehauene Graben in mehreren Malen zugeschüttet wurde. Teils sind es Stücke, welche durch die Erosion vom nackten Fels eingeschwennt wurden, teils handelt es sich um Bauelemente vom westlichen Plateau. Letzteres ist besonders deutlich in den Schnitten 17 und 18 zu erkennen, wo säuberlich behauene Sandsteine und Tuffe an der talseitigen Grabenwand liegen und schon damit beweisen, dass sie den kurzen Abhang heruntergerollt sind. Vermutlich stammen sie von einer ehemaligen Ummauerung des westlichen Plateaus. Die beiden erwähnten Laubschichten deuten auf drei zeitlich verschiedenliegenden Auffüllperioden, und auch die untere Humusschicht weist mit ihren Brandeinschlüssen auf einen noch jüngeren Zeitpunkt hin.

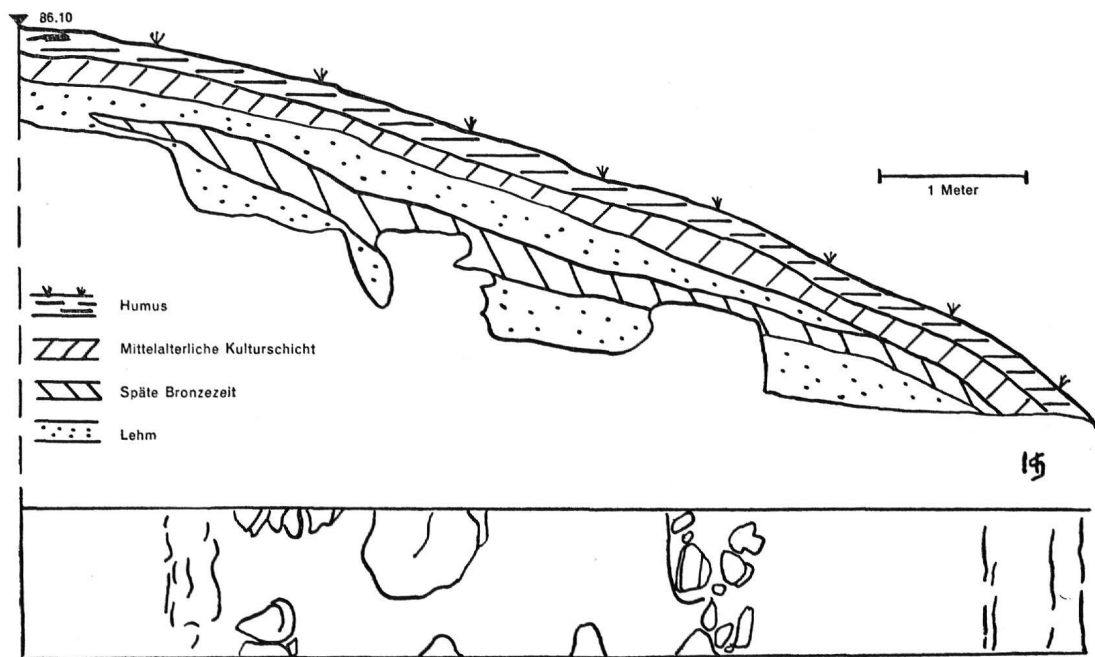


Abb. 2. Schnitt 10, südliche Wand mit den zwei Kulturschichten und Aufsicht mit bronzezeitlicher Steinsetzung

### b) Das westliche Plateau

(Abb. 2, 3, 4)

Es misst etwa 13 m in der Länge und rund 21 m in der Breite und zeigt gegen das Tal hin eine leichte Neigung. Es versprach neben dem höchsten Punkt am meisten Resultate, denn seine Lage erschien für Besiedelung besonders einladend. Aus diesem Grund wurde der erste Schnitt über den Graben hinaus über den Steilabfall und quer über das Plateau bis zum höchsten Punkt weitergeführt. Schon nach kürzester Zeit konnten zwei Kulturschichten festgestellt werden. Auf dem unmittelbaren gewachsenen Boden, welcher teilweise durch anstehenden Sandstein, sogenannte Knauerblöcke, und durch stark grün gefärbte, mergelhaltige Schichten gebildet wird, lag die unterste Kulturschicht in einer Dicke von durchschnittlich 20 cm. Ihre Breite betrug rund 2,5 m. Sie hatte keine absolut horizontale Lage, sondern zeigte ebenfalls leichte Neigung gegen

Westen. Einzelne Knauerblöcke scheinen aus der Schicht hervorgeschaut zu haben. Aus den weiteren Schnitten 2, 3, 10, 11, 12, 13 und 14 ging eindeutig hervor, dass diese unterste Kulturschicht nicht die gesamte Fläche überlagerte, sondern vielmehr in Form eines Bandes dem Abhang entlanglief. An Funden enthielt sie zahlreiche Knochen und einzelne Nester mit Keramikkleinfunden. Diese Keramik zeigte dicke Wandung, stark rote Färbung und ganz grobe Einsprengsel. Einige Randprofile befanden sich dabei, die eine Datierung in die Spätbronzezeit ermöglichten (Abb. 11).

Auf dieser untersten Kulturschicht lag eine 30 cm dicke, zähe, braune Lehmschicht und darüber eine weitere Kulturschicht, welche teilweise direkt in die dünne humöse Zone und die darüberliegende Grasnarbe übergang. Diese obere und jüngere Kulturschicht bedeckte das ganze Plateau. An der Südflanke griffen beide Schichten an einzelnen Stellen ineinander, so dass eine scharfe Trennung dort nicht überall genau durchführbar war. Weitere Resultate zeigten vor allem die Felder, welche in der zweiten Etappe freigelegt wurden. An Funden ergaben sie Hufeisenfragmente, einen Sporn, verschiedene Pfeileisen, ein Messerchen, einzelne Bronzezeitteile, ein Panzerringlein, einzelne Keramikfragmente, worunter zwei schöne Randstücke, und wiederum sehr viele Knochen. Längs des oberen Abhanges wurde ein regelrechter Steinbelag aufgedeckt (Feld 6), und zwar hatte man hier offensichtlich Steinplatten zu einem geschlossenen Boden zusammengefügt. Ein analoges Steinbett trafen wir auch an der Südwestflanke (Feld 4 und 9). Nur waren dort die Platten treppenartig geschichtet (Abb. 14). Dass es sich hier um Menschenwerk handelt, liegt ausser allem Zweifel, denn es liessen sich im rechten Winkel gefügte Steine erkennen; überdies waren Brandspuren vorhanden, und behauene Tuffe wechselten mit runden Flußsteinen und scharfkantigen Sandsteinplatten (Abb. 4).

Ganz besonderes Interesse boten drei Pfostenlöcher (Feld 8). Sie waren kreisrund in den weichen Molassefels eingeschnitten und konnten nur wegen ihrer etwas dunkleren Färbung entdeckt werden. Sie wiesen einen Durchmesser von 25 cm auf und lagen in genauen Abständen von rund 90 cm in einer Linie. Die Steine, welche zur Verkeilung der Pfosten dienten, fanden sich noch am Grunde. Besonders interessant war ein Querschnitt durch ein solches Pfostenloch. Die beinahe flache Sohle zeigte nur einen leichten Anzug von der Mitte her. Es scheint, dass die Pfosten nicht in eine Spitze geschnitten wurden, sondern unten eine ziemlich gerade Schnittfläche aufwiesen. Dass diese drei Pfostenlöcher zu irgendeiner Konstruktion gehörten, ist sicher. Die zeitliche Einordnung ins Mittelalter scheint gegeben, da die Löcher ausserhalb der bronzezeitlichen Kulturschicht liegen (Abb. 13).

Von gemauerten Elementen konnte nur in der Mitte des Feldes 3 ein 2,75 m langes und 0,75 m breites Stück gefunden werden; auch wurden Mörtel Spuren festgestellt. Die westliche Kante war stark angebrannt und Kohlenrestchen fanden sich in grosser Zahl. Die unterste Steinlage war auf der Bergseite in den gewachsenen Boden eingetieft, wie dies bei der richtigen Fundamentsetzung der Fall zu sein pflegt. Ein richtiger Zusammenhang zwischen den oben erwähnten Plattenbelägen und dieser Mauerung konnte nicht gefunden werden. Die Mauerung liegt mit den Pfostenlöchern nicht parallel. Eine Zusammengehörigkeit konnte also auch hier nicht nachgewiesen werden (Abb. 17).

Im weiteren stiess man in Feld 11 auf eine eigenartige Steinsetzung. Sie lag in der hochmittelalterlichen Kulturschicht und bestand aus einem beinahe quadratischen Bodenbelag, der auf zwei parallelen Seiten von je einer vertikal gestellten Sandsteinplatte begleitet war. Brandspuren waren nicht vorhanden, so dass an eine Herdstelle nicht gedacht werden kann. Die zu kleinen Maße schliessen dies im übrigen auch aus. Viel eher drängt sich die Frage auf, ob wir es hier mit einem Balkenlager oder einer Pfostenunterlage zu tun haben. Eine weitere Feststellung gehört ebenso zu diesem Fragenkomplex. Zwischen der erwähnten Mauerung und den drei Pfostenlöchern drin lag parallel zu diesen eine 22 cm breite Rinne (Feld 13). Sie konnte auf einer Länge von 423 cm festgehalten werden. Man hatte sie in den gewachsenen Boden eingetieft. Über den Zweck dieser

Rinne ist zu bemerken, dass eine Ableitung von Wasser nicht in Betracht kommen kann, weil sämtliche Spuren hiezu fehlen. Viel eher ist an eine Balkengrube und den entsprechenden Schwellenbau zu denken.

Besonderes Augenmerk verdient ein kreisrundes Loch von 2,4 m Durchmesser und 2,7 m Tiefe im Feld 6. Die Steinlage liess dort durch das leichte Absenken in einer Kreislage eine Vertiefung vermuten. Nach genauer Reinigung und Ausplättung der Oberfläche und nach Entfernen der zufällig anliegenden kleinen Steine konnte die dunklere Färbung der Erde festgestellt werden. Beim vorsichtigen Ausheben dieses Materials zeichnete sich alsbald die runde Form sauber ab. Das Füllmaterial war von Sandsteinplatten durchsetzt; auch einige behauene Tuff-

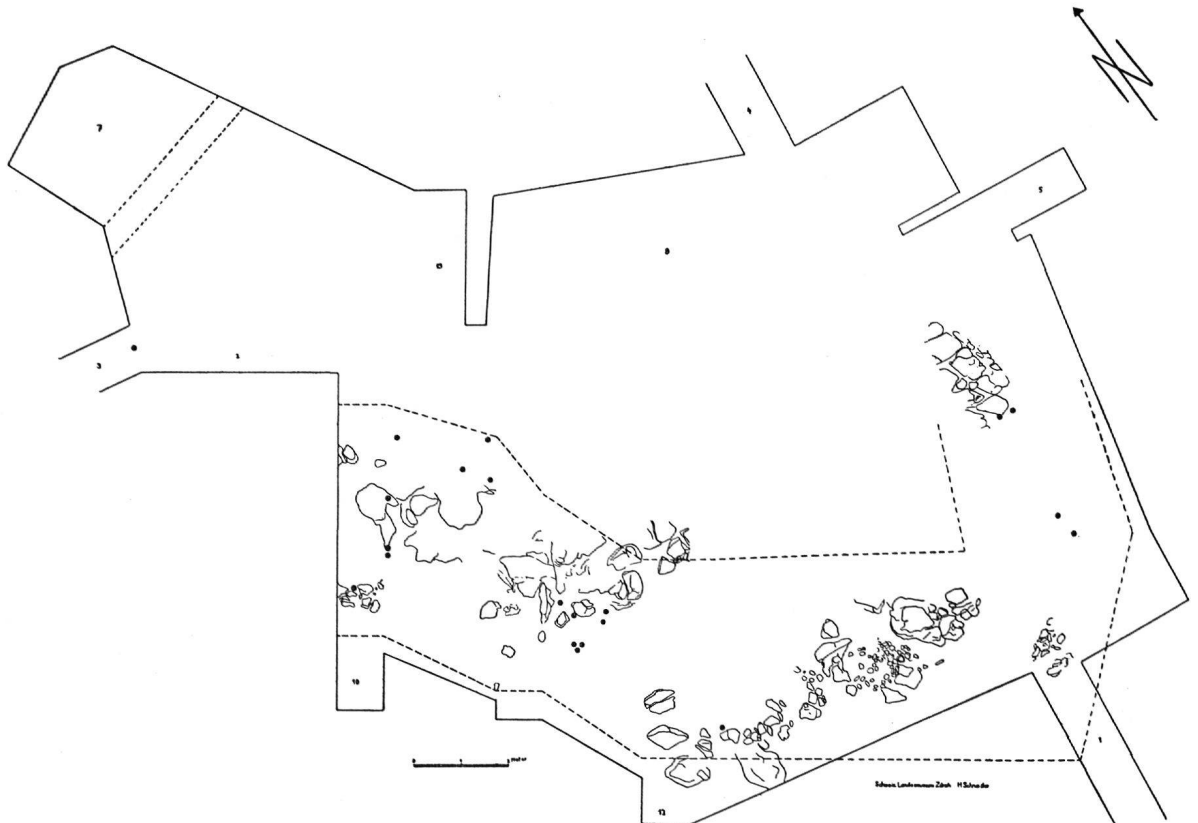


Abb. 3. Westliches Plateau. Spätbronzezeitliche Kulturzone (punktiert) mit Fundstellen (Punkte)

steine fanden sich darin. Die Vertiefung war ziemlich regelmässig in den weichen Sandstein eingeschnitten und verengerte sich nach unten schwach. Dass es sich um künstliche Eintiefung handelte, bewies die klare und saubere Durchschneidung der manganhaltigen, violett eingefärbten Schicht, welche fast völlig wasserundurchlässig ist. Frägt man nach dem Zweck dieser Austiefung, so liegt wohl die Annahme einer Zisterne am nächsten. Die Form ist nicht absolut rund, sondern das Loch besitzt einen Hals, einen Ansatz gegen Westen mit treppenartiger Stufung. Solche Absätze sind ohne weiteres denkbar, um das leichtere Schöpfen und Heraufholen des kostbaren Nasses zu ermöglichen. Behauene Tuffe, welche in unmittelbarer Nähe lagen, mögen als Tritte und Abstellflächen gedient haben. Wasser war eine Hauptbedingung für die absolute Verteidigungsmöglichkeit einer Festungsanlage. Mehrheitlich kennt man Sodbrunnen, welche bis zu ganz erheblichen Tiefen in die Felsen eingeschnitten wurden. Auf Sellenbüren fand sich ein

solcher Sodbrunnen nicht. So musste man sich mit Sammelwasser begnügen. Und dieses Wasser konnte wohl am besten von den Dächern der anstossenden Bauten hergeleitet werden. Stimmt diese Überlegung, so muss in der Nähe der Zisterne eine Dachecke und somit auch eine Gebäudeecke gewesen sein. Damit wären aber auch die Pfostenlöcher, die Balkengrube und die Plattenbeläge in Zusammenhang zu bringen. Wer in einer ausgesprochenen Regenperiode auf dem Burghügel von Sellenbüren gegraben hat, begreift sehr leicht das Vorhandensein solcher Plattenlagen. Der Molassesand mischt sich mit dem Wasser so schnell zu einer teigartigen Masse, dass ein Gehen beinahe unmöglich wird. Es liegt also die Überlegung nahe, dass sich ausserhalb der Häuser und Hütten des westlichen Plateaus solche Steinlagen befunden haben (Abb. 12).



Abb. 4. Westliches Plateau. Hochmittelalterliche Kulturschicht mit Fundstellen (Punkte), Plattenbelägen und den drei Pfostenlöchern

Einige spezielle Probleme stellte auch die südwestliche Flanke des Plateaus im Feld 1. Beim Glätten der einen Wand zeigten sich mit aller Deutlichkeit drei übereinanderliegende Feuerstellen. Niveauausmessungen ergaben, dass die unterste noch in der bronzezeitlichen Kulturschicht drin liegen musste. Hingegen waren die beiden höheren bereits als mittelalterlich anzusprechen, denn ihre Lage stimmte mit derjenigen der Pfeileisen, die in der Nähe gefunden wurden, absolut überein. Die alleroberste und jüngste Brandschicht vermochten wir nicht völlig freizulegen, da eine sehr schöne Buche ihr Wurzelwerk schützend darüber ausgebreitet hatte. Alle drei Feuerstellen lagen auf einer zähen Lehmschicht auf und waren mit einem starken Belag von feinsten grauer Asche bedeckt. Die starke Anhäufung von Holzkohle und von in unmittelbarer Nähe liegenden Tierknochen sowie die scharfe Grenzlinie erhärteten die Ansicht, es handle sich um Herdstellen (Abb. 5 und 8).

### c) Die höchste Kuppe

Jedermann vermutete hier einen Turm, einen Bergfried, wie denn überhaupt die Ansicht, der Turm sei das primäre Element jeder mittelalterlichen Burg, noch allzu stark verbreitet ist. Die Kuppe wurde mit vier Schnitten durchzogen (6, 7, 8, 9), ohne dass man aber auch nur auf die geringste Spur eines Turmfundamentes gestossen wäre. Es zeigten sich auch keine Pfostenlöcher, welche auf eine Holzkonstruktion hingewiesen hätten. Wohl war dieser höchste Punkt einst zu einem Plateau ausgeweitet und erst mit der Zeit durch die dauernde Erosion zum eigentlichen «Ofengüpf», wie wir ihn heute kennen, umgewandelt worden. Hätte ein Bau bestanden, so wären die Flankenmauern in die Tiefe gestürzt, während man auf den Schmalseiten, welche

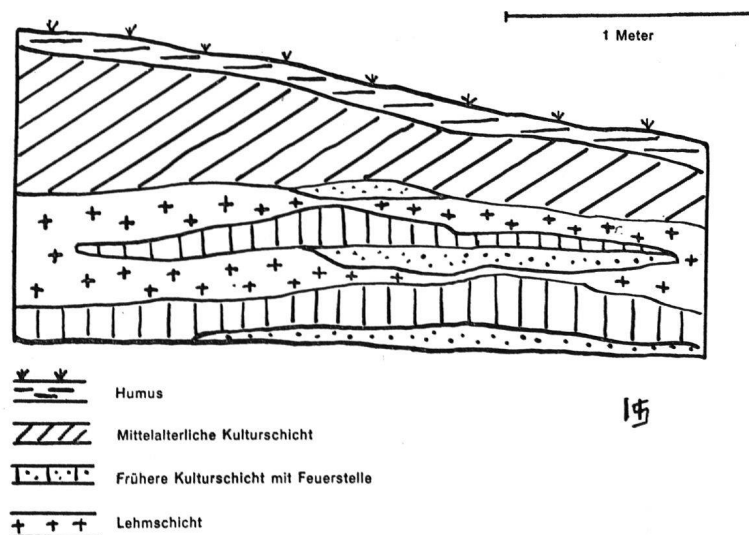


Abb. 5. Feld 1, Südwand mit Kulturschichten und Feuerstellen mit Aschenauflage

quer zur Geländerippe gestanden wären, unbedingt Fundamentreste hätte auffinden müssen. Folgende Gründe mögen vielleicht die Bewohner dazu bewogen haben, auf eine Bebauung dieser höchsten Stelle zu verzichten: Der Hügel ist an den Längsseiten so steil, dass ein Angriff mit den damaligen Waffen mit Leichtigkeit abgeschlagen werden konnte. Eine Ringmauer oder eine Pfahlreihe am Abhang bot Schutz genug. Einen Turm als Ausgucksmöglichkeit zu bauen war zwecklos, weil man ja auch von der Kuppe weg gerade so weit sehen konnte und die Sicht durch eine nur wenige Meter höher liegende Warte keineswegs zu verbessern war. Ein ausgeebneter Platz als Verbindung zwischen den beiden etwas tiefer liegenden Plateaus genügte vollauf.

### d) Das östliche Plateau

Das ostwärts gegen den Uetliberg gelegene Plateau liess ebenfalls eine ehemalige Besiedlung vermuten, vor allem weil an der Südostecke einzelne Steine die Humusdecke durchstießen und weil die hangwärts verlaufende Krette durch einen deutlichen Graben eingetieft war. Es wurden deshalb, um die ganze Fläche zu erfassen und einen eventuellen Schichtverlauf abklären zu können, zwei im rechten Winkel zueinanderliegende Schnitte (16, 17) gezogen. Daraus musste sich auch eine entsprechende Flächengrabung ergeben. Schon nach kürzester Zeit konnte ein regelrechtes Steinbett festgestellt werden. Nach genauer Reinigung zeigten sich zwei schwach erkenn-

bare Mauerzüge von rund 70 cm Dicke. Sie verliefen parallel zueinander und wiesen ganz deutliche Mörtelspuren auf. Das zwischen diesen beiden Mauerfluchten liegende Feld war mit grösseren und kleineren Steinplatten ausgefüllt. Sorgfältig wurde der Verlauf dieser Mauerung gesucht, die schwache Humusdecke abgeschält und die Steinlage gereinigt. Als Resultat ergab sich ein rechteckiger Grundriss mit  $6,38 \times 4,06$  m Aussen- und  $5,19 \times 2,93$  m Innenmass (Abb. 6). Die Mauerung ruhte allseitig auf einem sauberen Vorfundament. Als Material hatten die Erbauer speziell Sandstein, wenige Bollensteine und an den Ecken vorwiegend Tuffsteine, welche in feuchtem Zustand zugeschnitten wurden, verwendet. Auf der Bergseite, das heisst im Westen gegen den

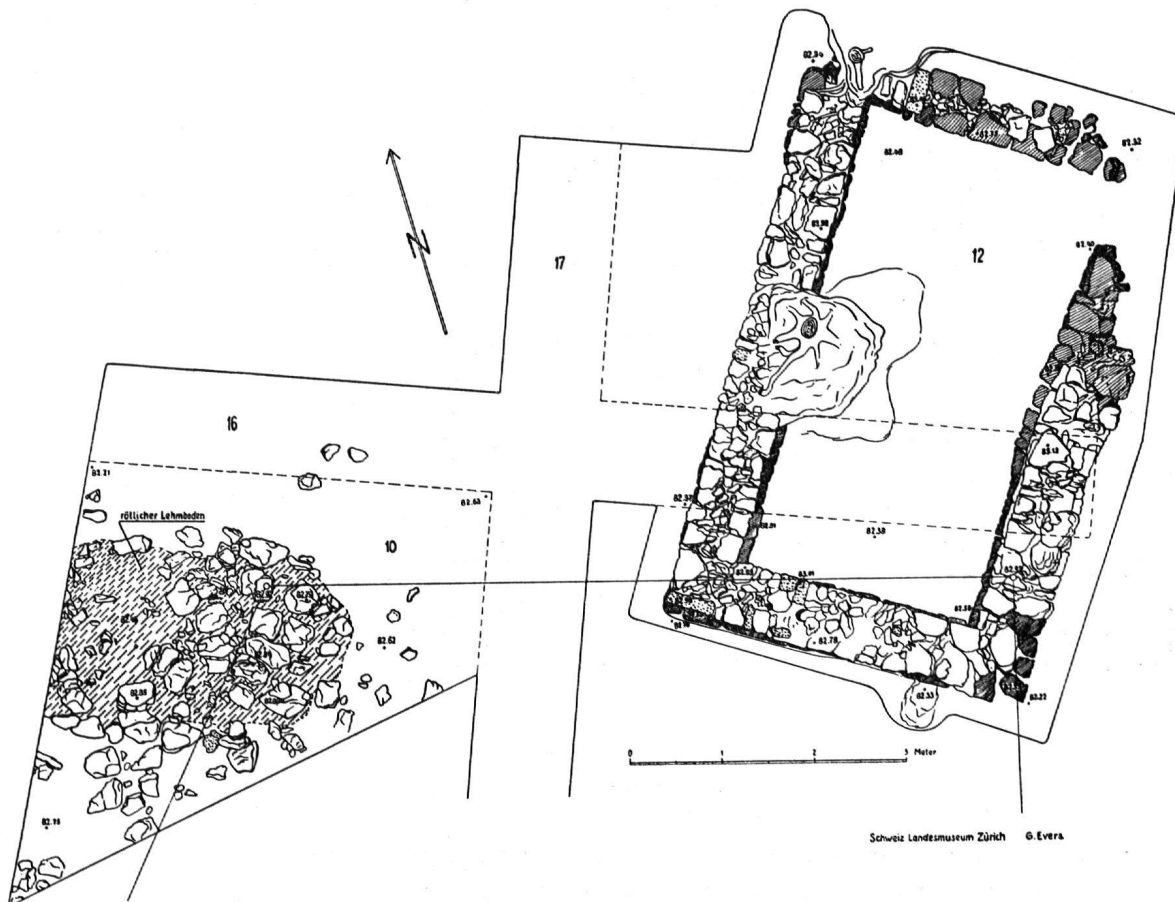


Abb. 6. Östliches Plateau mit Fundament des «Herrenhauses» und loser Steinsetzung

höchsten Hügel hin, war ein Stück weit eine Fundamentgrube ausgehoben und das Vorfundament hineingelegt. Die Konstruktion entsprach vollkommen dem mittelalterlichen Bautypus. Zwischen zwei sauber geschichtete, teilweise mit gehauenen Steinen gefügte und vermörtelte Mäntel war kleineres Geröll ohne solide Bindung eingefüllt (Abb. 15). Eine Aussenecke, die südwestliche, konnte noch vollkommen intakt freigelegt werden. Sie war von einem sehr genau zugeschnittenen Tuffstein gebildet. Die in der Diagonalen liegende Ecke wies empfindliche Schäden auf, die Unterlage war zu Tal gestürzt und hatte die Mauerung aufgespalten. Die nordöstliche Längsmauer wurde talseitig etwas abgedreht und war von der Mitte weg abgekippt. Die beiden Schmalseiten zeigten noch weitgehend ihren ursprünglichen Zustand. An beiden Mauerzügen fielen besonders einzelne hochgestellte Tuffsteine auf. Sie liefen über die ganze Dicke der Mauer. Das dazwischenliegende Material wurde als nicht ursprünglich erkannt und deshalb ausgeräumt. Dabei trat eine

vollkommen glatte Maueroberfläche zutage. Auffällig war ebenfalls der schön gefügte, sauber geschichtete Plattenbelag. Die Einsenkung oder Öffnung, welche dadurch zwischen diesen Tuffsteinen entstand, lag absolut axial und konnte nur als Eingang gedeutet werden (Abb. 16). Dass Türgewände und Fenstergewände in mittelalterlichen Burganlagen in Tuffstein aufgeführt wurden, lässt sich heute noch an unzähligen Beispielen nachweisen. Bei Sellenbüren lag die Schwellenhöhe wenige Zentimeter über dem gewachsenen Boden und fiel mit der Oberkante des Vorfundaments zusammen.

Die noch feststellbare maximale Höhe des Mauerzuges betrug 72 cm. Dass wir es dabei mit einem ursprünglich ganz in Stein aufgeführten Bau zu tun haben, ist wohl kaum anzunehmen. Vielmehr scheint es, dass nur ein niedriger Unterbau aus Steinen aufgemauert war und dass sich darüber eine Holzkonstruktion erhoben hatte. Ausserhalb dieses Mauervierecks konnten wir in unmittelbarer Nähe keine Steine mit Mörtel Spuren finden. Dagegen war das Innere vollständig mit Platten ausgefüllt, an denen Spuren von Bindemitteln anhafteten, und es scheint, dass diese Einfüllung ganz systematisch vor sich gegangen ist.

Das Plateau war ursprünglich wesentlich grösser gewesen; es sind im Laufe der Zeit beträchtliche Stücke am steilen Hang abgerutscht. Eine Ummauerung der gesamten Fläche mit einer Ringmauer oder mit einer Pallsadenreihe konnte deshalb nicht mehr festgestellt werden.

Über die innere Gestaltung des Baues lassen sich nur vage Vermutungen anstellen. Ein mittelalterlicher Herd oder ein Ofen liess sich nicht auffinden. Ebenso fehlten irgendwelche Ofenkacheln. Hingegen stellten wir Spuren einer Brandschicht an der westlichen inneren Mauerflucht fest. Sie lag allerdings unterhalb des Vorfundamentes, so dass sogar eine prähistorische Feuerstelle nicht ausgeschlossen sein dürfte. Ein Baum, welcher nicht gefällt werden konnte, verunmöglichte die genauere Untersuchung. Funde wurden innerhalb des ganzen Bautraktes keine gemacht. Hingegen stiess man auf dem gesamten Plateau auf Brandspuren. Sie waren besonders stark im Feld 10, das heisst im südwestlichen Teil. Auch hier fanden sich die Steinplatten wieder, wie wir sie bereits auf dem Plateau I kennenlernten. Die gesamte Ebene war mit einer etwa 10 cm dicken, hart gestampften bräunlichen Lehmschicht überdeckt, und darin lagen eingebettet Steinplatten, über deren Aufreihung man nicht zu einem bestimmten Schluss kommen möchte.

## DIE FUNDE

Bei Funden aus einer mittelalterlichen Burg kann es sich um die verschiedensten Arten handeln. Der Funderfolg ist meist abhängig von der Art des Abganges einer Festung. Das reichste Material liefern wohl durch Naturgewalten zerstörte Wehrbauten, wie zum Beispiel die Burgen des Baseltbietes, welche 1356 bei der Erdbebenkatastrophe in Trümmer gesunken sind. Viel weniger günstig liegt die Fundmöglichkeit bei den von Menschenhand zerstörten Bauten, weil meistens die kostbaren und brauchbaren Objekte vor oder nachher mitgenommen wurden. Und ganz hoffnungslos scheint die Möglichkeit auf zu erwartende Funde bei den freiwillig von ihren Bewohnern verlassen Burgen. Hier hat man mit grösster Gründlichkeit alle Gegenstände, welche noch von irgendwelchem Nutzen sein konnten, an den neuen Aufenthaltsort mitgenommen. Dieser Fall scheint für Sellenbüren zuzutreffen, denn offenbar ist dieser feste Bau mit dem Wegzug des letzten Freiherrn von Sellenbüren abgegangen und nicht mehr bewohnt worden. Jedenfalls deuten die wenigen Kleinfunde darauf hin.

Zwei Fundgruppen sind deutlich voneinander zu trennen: jene aus der älteren, der spätbronzezeitlichen Schicht und die mittelalterlichen Funde. In der unteren, spätbronzezeitlichen Schicht fand man nur Keramikfragmente und Knochen. Besonders interessant waren darunter vier Randprofile. Sie zeigen alle den nämlichen, leicht schräg gestellten Rand und im Tonmaterial

hierbei ist  
die gesamte  
Oberfläche  
mit  
min. 10 cm  
dick

eine starke Rötung. Ebenso auffallend sind die sehr grossen Einsprengsel und die verhältnismässig dicke Wandung<sup>8</sup>. An Dekor konnte an einem Stück ein Fischgrättemuster im eingezogenen Hals und beim andern Stück eine Schrägkerbung, ebenfalls am Hals mit den Fingernägeln oder mit einem Holz eingedrückt, festgestellt werden. Die Scherben wurden einzeln und in kleinen Nestern gefunden, ohne dass sich ein grösseres Stück zu einem Gefäss hätte zusammenfügen lassen. Ebenso waren die Fragmente über die ganze Zone zerstreut<sup>9</sup>. Eine Stelle mit zahlreichen Fundstücken, die auf eine systematische Vernichtung oder Anhäufung hätte schliessen lassen, fand sich nicht (Abb. 11).

Die *mittelalterlichen* Funde sind beträchtlich zahlreicher, wenn sie auch nicht in jener Menge zutage traten, wie es sich der Forscher wünschen möchte<sup>10</sup>. Man entdeckte sie auf der ganzen Fläche des westlichen Plateaus und nicht nur in einer schmalen Zone. Lediglich ein Hufeisenfragment fand sich auf dem östlichen Plateau. Ebenso mag noch erwähnt sein, dass alle Bolzeneisen auf der Westflanke des westlichen Plateaus lagen.

Eines der Hauptstücke bildet ein *Sporn*. Seine Form ist bemerkenswert, half sie doch zur Datierung der mittelalterlichen Burganlage ganz beträchtlich mit. Der Sporn ist aus einem Stück Eisen geschmiedet und zeugt von hoher Schmiedekunst. Die geraden Arme sind ganz wenig geschweift und zeigen an den Enden eine hochrechteckige Platte mit je zwei Nieten für die Fussriemen. Im Querschnitt sind die Arme aussen gewölbt, innen glatt. Der Stachelträger ist rund, mit scharfer Einschnürung und kegelförmiger, scharfer Spitze. Dank der elektrolytischen Reinigungsmethode, welche seit ungefähr zwei Jahren im Schweizerischen Landesmuseum mit sehr gutem Erfolg angewendet wird, konnten noch beträchtliche Reste einer ehemaligen Verzinnung aufgedeckt werden. Zur Datierung sei folgendes angeführt. Der Stachelsporn verschwindet in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und wird durch den Radsporn ersetzt. Der Stachelsporn ist also die ursprünglichere, ältere Form, und das Stück von Sellenbüren lässt sich in der zeitlichen Folge ziemlich genau einordnen<sup>11</sup>. Entscheidend sind drei Merkmale: Die Bügel liegen nicht mehr in einer Ebene, wie dies bis in die Zeit um 1000 hin der Fall war, sondern sie sind leicht durchgebogen, um sich dem Fussgelenk besser anzuschmiegen. Ebenso weist die Stachelstange eine andere Richtung auf. Sie ist schräg nach oben gerichtet, eine Erscheinung, welche sich beim Stachelsporn nur im 11. Jahrhundert deutlich nachweisen lässt, wogegen dann im folgenden Jahrhundert gerade die gegenteilige Entwicklung, nämlich das Abwärtsbiegen, eintritt. Ein weiteres Merkmal für die zeitliche Fixierung ins 11. Jahrhundert bilden die Nietplättchen an den Bügelenden. Sie sind noch deutlich von früheren Formen beeinflusst, als der Sporn direkt an den Schuh oder den Strumpf des Panzers angenietet war. Diese Nietung der Lederriemen wurde im 12. Jahrhundert durch Ösen ersetzt, durch welche die Lederstreifen durchgezogen wurden. Diese Methode hat sich mit kleinen Variationen in den Ösenformen bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie gestattet ein beliebiges Anpassen und Verschieben am Bein (Abb. 9).

Zwei aufgefundene *Schlüssel* weisen auf Wohnbauten hin, welche richtig verriegelt und abgeschlossen werden konnten. Beide sind je aus einem Eisenstück herausgeschmiedet. Der Schaft wurde um einen Dorn herum gehämmert und blieb deshalb hohl. Den kreisrunden, vierkantigen, flachen Ring bog der Schmied mit dem dünneren ausgehämmerten Teil in den hohlen Schaft zurück. Der verhältnismässig schlichte Bart war ebenfalls aus dem Schaft direkt herausgehämmert. Diese Technik weist auf eine ziemlich frühe Zeit hin, verrät aber doch bedeutendes handwerkliches Können. Wir kennen Schlüssel aus der Burg Lägern (Kt. Zürich) aus dem 12. und

<sup>8</sup> Die zeitliche Bestimmung verdanke ich Prof. Dr. E. Vogt, Vizedirektor des Schweizerischen Landesmuseums.

<sup>9</sup> Vgl. Abb. 4.

<sup>10</sup> Vgl. Abb. 5.

<sup>11</sup> Vgl. R. Zschille und R. Forrer, *Der Sporn in seiner Formentwicklung* (Berlin 1891) und Bd. 2 (Berlin 1899). – B. Dean, *Bulletin of the Metropolitan Museum of Art*, vol. 9, Nr. 6 (1916). – Vgl. die Sporen auf den Darstellungen des Teppichs von Bayeux aus der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts.

13. Jahrhundert, welche die nämliche Konstruktion aufweisen<sup>12</sup>. Sie besaßen aber alle auf dem Ring und teilweise auf dem Schaft den bekannten einfachen oder doppelten Kerbschlag und geraden Strichdekor. Letzterer fehlt bei unseren zwei Stücken. Eine frühere Datierung ins 11. Jahrhundert wäre demnach möglich. Beide Schlüssel lagen an der unteren Kante der mittelalterlichen Schicht (Abb. 10).

Wohl in jeder mittelalterlichen Burg werden bei Grabungen *Pfeile* und *Bolzeneisen* zutage gefördert. Dennoch ist bis heute die genauere Datierung sehr schwierig. Grundsätzlich können wir zwischen Pfeile und Bolzeneisen unterscheiden, wobei Pfeile mit dem gewöhnlichen Flitzbogen, Bolzen dagegen mit der Armbrust verschossen wurden. Vorläufig fehlen Angaben über den Gebrauch der Armbrust in unserer Gegend vor der Mitte des 13. Jahrhunderts. Vor dieser Zeit scheint als Fernwaffe nur der Flitzbogen Verwendung gefunden zu haben. Bei der Zuteilung zu der einen oder zur andern Waffenart ist nicht so sehr die Form der Spitze als vielmehr die Art der Tülle ausschlaggebend. Der Flitzbogen wurde mit der Hand gespannt, die Sehne war dünn, und der Pfeil musste mit den Fingern gehalten werden. Der Schaft oder Zein, meist aus Eichenholz gefertigt, war sehr dünn und bis zu 80 cm lang. Die Tülle, welche die Spitze mit dem Zein verband, war demzufolge sehr schlank. Beim Armbrustbolzen lag das Verhältnis anders. Die Waffe konnte nur durch Übersetzungsmittel mit mechanischer Hebelwirkung oder nur durch Einsatz des ganzen Körpergewichtes gespannt werden. Die Sehne hatte im gespannten Zustand bedeutende Kräfte über eine längere Zeit auszuhalten und war demzufolge beträchtlich dicker als beim Flitzbogen. Darum musste auch der Bolzenzein mächtiger sein, was eine entsprechend kräftigere Tülle der Eisenspitze verlangte. Bei den Eisen aus der Grabungsstelle Sellenbüren handelt es sich durchweg um Pfeilspitzen von Flitzbogen. Die Tüllen sind alle so schlank, dass sie nicht für Bolzeneisen verwendet werden konnten. Was nun die Spitzenformen betrifft, so besitzen vier Eisen gedrungene, dreikantige Form mit quadratischer Basis und scharf abgesetztem Hals. Zwei Exemplare weichen davon ab. Das eine zeigt eine 5 cm lange, schlanke Tülle, welche sich gleichmässig zum Hals verjüngt. Daraus heraus wächst eine 5,5 cm lange, schlanke Spitze mit rhombischem Querschnitt. Das vorderste Stück ist abgebrochen. Das zweite Eisen weist nur eine 2 cm kurze Tülle auf. Die angeschmiedete Spitze ist ganz dünn, von quadratischem Querschnitt und verjüngt sich gleichmässig auf einer Länge von 6,4 cm zur nadelscharfen Spitze. Diese beiden Pfeile scheinen wohl eher für die Jagd Verwendung gefunden zu haben (Abb. 10).

Fünf *Hufeisenfragmente* waren ebenfalls bei den Fundgegenständen. Das Alter von Hufeisen zu bestimmen ist bis heute noch nicht genauer gelungen, obwohl fast bei allen Grabarbeiten, nicht nur bei solchen zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern auch beim Pflügen, bei Fundamentarbeiten usw., immer wieder solche Eisen geborgen werden. Es steht nur fest, dass die Hufeisen keine so klare zeitgebundene Formentwicklung durchlaufen haben, wie dies bei anderen Gegenständen der Fall ist. Immerhin sind zwei Typen klar voneinander zu trennen: das breite Eisen mit dem glatten Aussenrand und das schmale ältere mit dem gewellten Rand. Die vorliegenden fünf Stücke gehören allesamt zu diesem älteren Typus mit dem gewellten Rand, welcher durch das Ausschmieden der Nagellöcher verursacht wurde. Der bei modernen Hufeisen vorne aufsteigende Dorn zur besseren Befestigung am Huf fehlt bei unseren Exemplaren. Stollen zur Unterstützung der Standfestigkeit finden sich nur an einem einzigen Stück. Dieser Stollen ist aus der Platte herausgeschmiedet und nicht nur, wie dies sonst der Fall ist, an den beiden Enden durch Abwärtsbiegen angeformt (Abb. 10).

Gross war sodann die Zahl der *Hufnägel*, welche auf dem westlichen Plateau in der mittelalterlichen Kulturschicht aufgedeckt wurden. Der Nageldorn ist durchweg vierkantig gehalten und der Kopf prismatisch aus demselben Stück herausgehämmert. Dass es sich bei allen gefunde-

<sup>12</sup> Hugo Schneider und Karl Heid, Das Fundmaterial aus der Burgruine Lägern, Zeitschrift für Schweiz. Archäologie und Kunstgeschichte VIII, S. 38 (1946).

nen Nägeln um Hufnägel handelt, mag schon aus der Abkrümmung des Nageldornes und dem einseitigen Abschleifen des Kopfes ersichtlich werden.

Ein ganz kleiner Eisenfund ist trotz seiner Unansehnlichkeit doch bedeutungsvoll: ein kleines genietetes *Eisenringlein*. Es bildet ein Partikelchen von einem Eisenhemd, einem Panzerhemd, und zeigt noch an seinen beiden Enden die alten Nietlöcher. Das Ringlein besitzt runden Querschnitt und ist an den Nietstellen flach gehämmert. Panzerhemd, Panzerkragen, Kapuze und ebensolche Hose und Handschuhe waren die eigentlichen Schutz Waffen des Ritters. Zur weiteren Deckung kam der Schild hinzu. Die Entwicklung zum Plattenharnisch begann aber erst um 1300, als die auf den Lentner genieteten Plättchen und Spangen bevorzugt waren. Eine zeitliche Zuweisung ist insofern schwierig, als die Panzerhemden von einheimischen Sarwücker während mehrerer Jahrhunderte hergestellt wurden. Vergleiche mit noch heute erhaltenen Fragmenten aus dem 14. Jahrhundert zeigen, dass auch diese Ringe eine Entwicklung erlebten, indem man seit ungefähr 1300 immer grössere, schwerere Ringe schmiedete. Trotz dem Überhandnehmen des Plattenharnisches starb die Gilde der Sarwücker noch lange nicht aus, denn bis ins 16. Jahrhundert hinein behielt man das Panzerhemd unter der Rüstung bei, und noch um 1600 lesen wir von zürcherischen Panzermachern, welche auf Befehl der Stadt Panzerkragen verfertigten. Es scheint aber, dass die Panzerung, von der das Ringlein stammt, mindestens in die Zeit vor 1200 zu setzen ist.

Im übrigen lagen noch *zwei Eisenstückelein* da. Das eine stammte von einer Schüssel, besitzt vierkantigen Querschnitt und ist zweifach rechteckig abgewinkelt und am einen Endstück breit gehämmert. Die noch erhaltene Kupferniete konnte so gut konserviert werden, dass sich daraus die 2 mm dicke Wandstärke des Gefässes feststellen liess. Das zweite Stück besitzt runde Form. Die Eisennieten haften ebenfalls noch drin. Die Gefässart ist nicht rekonstruierbar (Abb. 10).

Leider war die Anzahl der *Keramikfragmente*, welche bei dieser Grabung geborgen werden konnten, recht dürftig. Dies ist um so bedauerlicher, als man über die Keramik des Früh- und Hochmittelalters ohnehin sehr schlecht orientiert ist und eine klare Entwicklungsgeschichte bis heute weder geschrieben ist noch geschrieben werden kann. Im Ganzen liegen nur vier Gefässstücke vor, wovon drei allerdings Randprofile zeigen. Auffallend ist bei allen die schwärzliche Tönung und das sehr feine Material, wie auch die verhältnismässig recht dünne Wandung. Beide Randstücke besitzen die lippige Form, wie sie uns das Mittelalter in ausgiebigen Varianten zu zeigen vermag. Diese Lippe ist bereits recht stark ausgebildet, ohne jedoch die scharfe Einkerbung von aussen zu besitzen. Immerhin ist schon die Einschnürung zum Hals angedeutet. Beim einen Stück ist der Hals noch sehr niedrig, beim zweiten 1,5 cm hoch. Ein Schulteransatz ist nicht mehr eindeutig nachweisbar. Auf Grund vorliegender Vergleichsmöglichkeiten wird man die spärlichen Keramikrestchen am ehesten vor das Jahr 1200 datieren (Abb. 11).

## SCHLUSSBETRACHTUNGEN

Dass auf dem «Ofengüpf» eine mittelalterliche Wehranlage war, steht fest. Die Untersuchungen ergaben, dass ursprünglich eine spätbronzezeitliche Siedlung in schmaler Zone am Rande des westlichen Plateaus bestanden hatte. Nach dieser spätbronzezeitlichen Siedlung folgte eine hochmittelalterliche. Sie ist belegt durch Keramik- und Eisenfunde, durch Wohntrakte und durch Wehranlagen, wie Halsgraben usw. Von der Gesamtanlage ist festzuhalten, dass sie mehrheitlich in Holz aufgeführt war und dass Steine als Baumaterial nur wenig Verwendung fanden. Es konnten im weitem zwei klare Siedlungsgruppen unterschieden werden:

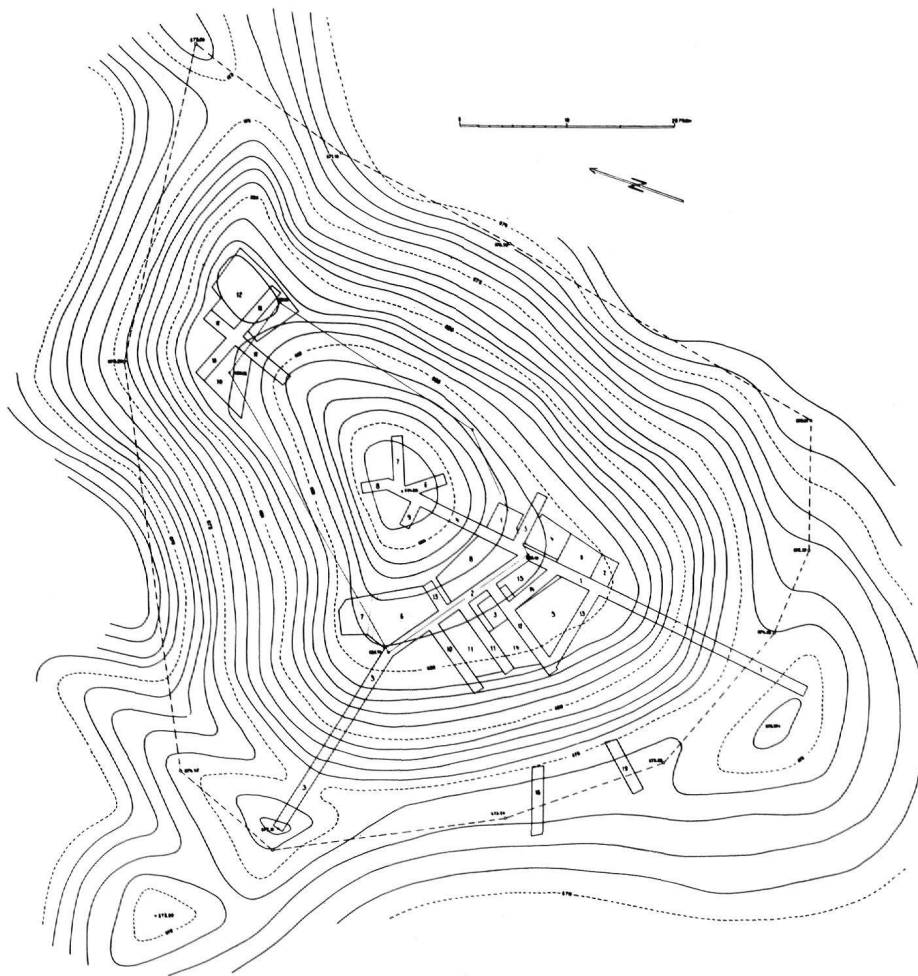
1. Das westliche Plateau mit seinen Holzkonstruktionen, belegt durch Pfostenlöcher und Lehmabdrücke von Rutengeflechten. Ausserdem stammen von hier alle Eisen- und Keramikfunde sowie die vielen Knochen; auch fand man hier längs der Südkante Feuer- oder Herdstellen. Wie die Holzhäuser aufgebaut waren, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. An Flechtwände gemah-

nen die spärlichen Lehmknollen mit Rutenabdrücken. Die Bauten können nicht allzu gross gewesen sein, was vor allem aus der Fundamentmauer auf dem östlichen Plateau zu schliessen ist. Die einzelnen Hütten waren verschliessbar, wie sich dies aus den aufgefundenen Schlüsseln ergibt.

2. Auf dem östlichen Plateau befand sich mindestens ein fester Bau. Sein Fundament war in Stein aufgeführt und mit einem Vorfundament versehen. Auf diesem Mauerzug war wohl eine Holzkonstruktion in Schwellenbau aufgeführt; deren Bauart selbst war nicht mehr rekonstruierbar. Auffällig ist das vollkommene Fehlen irgendwelcher Funde. Nur unbedeutende Knochenfragmente wurden festgestellt. Am Bau selbst konnte man auf den Schmalseiten zwei Eingänge eruieren. Vermutlich handelt es sich hier um das «Herrenhaus», wogegen auf dem westlichen Plateau eher die Ökonomiegebäude und die Gesindehütten gestanden haben mögen.

Was die Funde betrifft, so zeigt es sich, dass nur «unbedeutende» Objekte dem Boden enthoben wurden, alles Gegenstände, welche beim täglichen Gebrauch verlorengehen konnten (Schlüssel, Hufeisen, Nägel, Sporn, Topfscherben usw.). Es bildet dies einen wertvollen Hinweis für den Abgang der Anlage. Dass sie einst abbrannte, ergibt sich aus den Kohlenresten, welche über den ganzen Hügel zerstreut aufgefunden und auch im Graben festgestellt wurden. Dieser Brand dürfte aber nicht der Grund zum Verlassen der Siedlung gewesen sein; es scheint vielmehr, die Räumung der Burg sei planmässig und in aller Ordnung vor sich gegangen.

Aus allen unseren Feststellungen ist ersichtlich, dass die Burg klein war und als Anlage von den herkömmlichen Vorstellungen abwich, vor allem durch das Fehlen des Bergfrieds auf dem höchsten Punkt. Ebenso weisen die Funde auf eine kurze Lebensdauer dieses Herrnsitzes. War es wohl eine Zweiganlage der mächtigeren, 1268 durch die Zürcher zerstörten Uetliburg?



7

SELLENBÜREN

7 Kurvenplan des Burghügels mit den eingezeichneten Sondierschnitten und -feldern

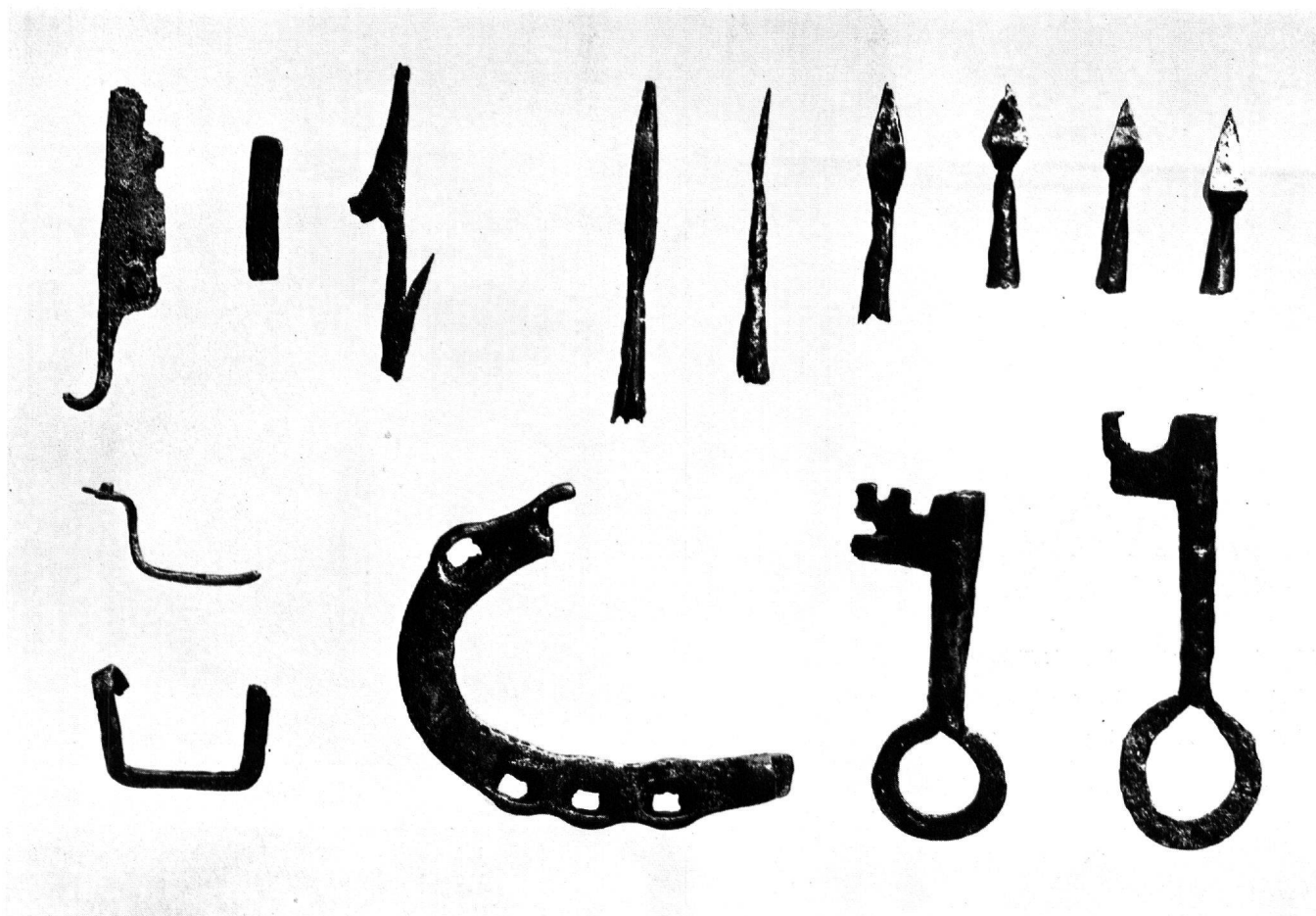


8

SELLENBÜREN

8 Feld 1 und Graben 5 mit Herdstelle, Knochen und Holzkohle

(Alle Photographien stammen von A. Senn, Schweiz. Landesmuseum)

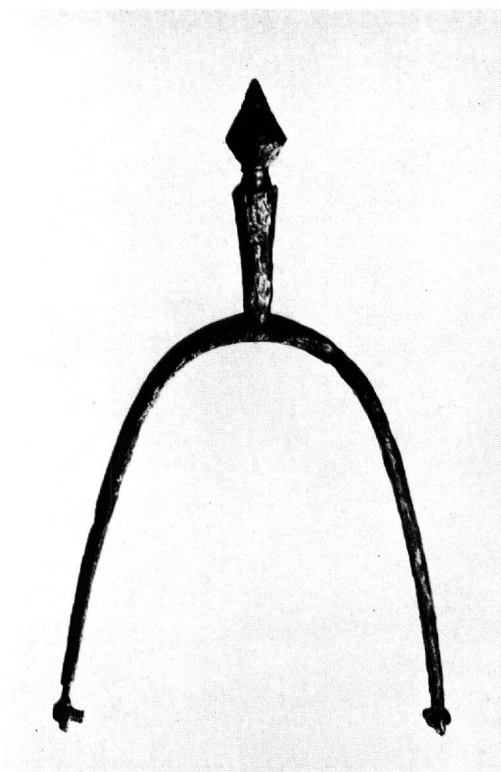


10

9 Stachelsporn, 11. Jahrhundert, mit Spuren von Zinn

10 Eisenfunde, hochmittelalterliche Epoche. Obere Reihe: Messer, Schliesse, Pfeilspitzen für Flitzbogenpfeile. Untere Reihe: Schlüsselgriff, verzinnte Gürtelschnalle, Hufeisen und Schlüssel

11 Keramik. Obere Reihe: Hochmittelalterlich. Untere Reihe: Späte Bronzezeit

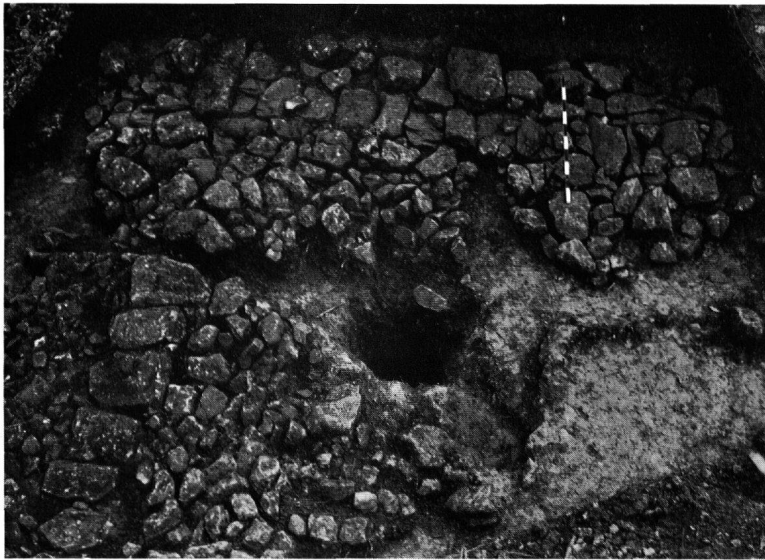


9



11

SELLENBÜREN



12

12 Feld 6, Plattenbelag mit Zisterne

13 Feld 8, Pfostenlöcher

14 Feld 4, Plattenbelag



13



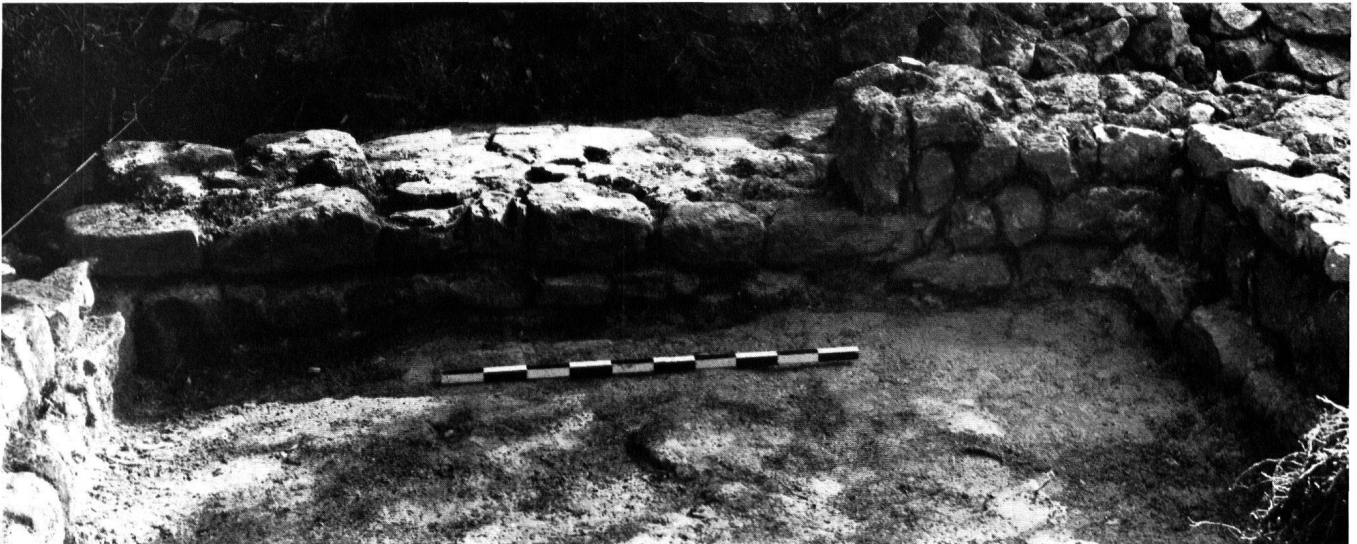
14

SELLENBÜREN



15

Östliches Plateau mit gemauertem «Herrenhaus»



16

SELLENBÜREN

«Herrenhaus», Westseite mit Eingang

*vielleicht ein  
Blyfüßler?*



17

SELLENBÜREN

Feld 3, gemörtelte Mauer mit Brandspuren